

Erscheinungen in der Therme

Kleine moraltheologische Studien
in Badehose



Joachim Cavicchini

über Moral lässt sich trefflich nachdenken. Auch in Badehose. Für mich ist die Therme in Vals dafür ein erstaunlich geeigneter Ort: Ich gehe hinein, um zu entspannen, um bei mir zu sein und bei Gott. Doch auch wenn ich mir es manchmal wünsche, die Therme ist nicht mein privater Spabereich. Sie ist ein öffentlicher Raum und so finde ich dort neben Steinen, Wasser und Ruhe immer auch Menschen vor. Andere Menschen, mit ihren Gewohnheiten und Bedürfnissen. Und mich selbst, mit meinen Urteilen darüber.

Es geht in diesen kleinen Studien deshalb nicht nur um die Frage, wie sich die anderen meiner Meinung nach benehmen sollten. Es geht auch darum, was ihre Gegenwart mit mir macht. Denn mein Gewissen habe ich bisher noch in keiner Garderobe abgeben können. Dieses Gewissen gebietet es mir natürlich auch für diejenigen für die das nicht offensichtlich ist zu erwähnen, dass ich bei diesem Schreiben und der Erstellung der Bilder mit Chatgpt gearbeitet habe.

Vom Kampfmodus ins warme Wasser

Es gibt Zeiten, in denen der Mensch kämpft. Gegen Konkurrenten, gegen Erwartungen, gegen den eigenen Terminkalender und gelegentlich gegen den eigenen Bauchumfang. Der moderne Mensch hat den Säbel weitgehend abgelegt, dafür aber Cortisol bekommen. Das ist gesellschaftlich verträglicher, vermutlich jedoch nicht wesentlich gesünder.

Auch ein Dorfpfarrer bleibt davon nicht verschont. In Vals muss ich zwar normalerweise keine feindlichen Armeen zurückschlagen. Dafür gibt es Gottesdienste, Gespräche, Mails und Rechnungen. Auf der einen Seite betreue ich eine Homepage und arbeite mit Outlook, auf der anderen tippe ich Termine für das Amtsblatt ein, drucke aus und hefte ab.

Dazwischen versuche ich, in den Ordnungen meiner Vorgänger und im Gerümpel vergangener Jahrzehnte eine eigene Ordnung zu finden. Meine Mutter hat mir beigebracht, Ordnung zu halten. Sie hat mir allerdings nicht erklärt, wie man gleichzeitig in einer analogen und einer digitalen Welt lebt.

Ich habe mich für diese Pfarrei ohne Sekretariat entschieden und bin froh mit meinen Aufgaben. Ich verehere den heiligen Franziskus, schätze aber auch einen gewissen Lebensstandard und eine Absicherung. Ich möchte also nicht allzu laut klagen. Nur mein eigenes Gemüt hält sich nicht immer an diesen Vorsatz. Es reist kostenlos mit, kennt alle Schwachstellen und taucht zuverlässig dort auf, wo man eigentlich entspannen wollte.

Deshalb gehe ich manchmal in die Therme.

Ich gehe durch diese Therme gerne mit offenen Augen. Schon der Weg durch das Gebäude lädt mich dazu ein. Peter Zumthor hat hier eine begehbare Steinlandschaft geschaffen. Valser Quarzit, Wasser, Licht und Schatten: Wege verengen und öffnen sich wieder, Nischen tauchen auf, Becken liegen zwischen den schweren Wänden. Man geht nicht einfach von Attraktion zu Attraktion. Man entdeckt. Und manchmal entdeckt man dabei leider auch seine Mitmenschen.

Denn Entspannung ist, wenn man es genau nimmt, eine anspruchsvolle Angelegenheit.

Solange alle anderen sich so verhalten, wie ich es für richtig halte, gelingt sie mir ausgezeichnet. Am einfachsten fällt es mir, wenn sie gar nicht da sind, wenn wenig los ist und ich einfach meinen inzwischen ritualisierten Badeablauf einfach abspulen kann. Schwierig wird es erst, wenn Mitmenschen auftauchen. Und in einer öffentlichen Therme ist mit diesem Risiko zu rechnen.

Ich habe im Laufe meines Lebens gelernt, Fehler zunächst bei mir selbst zu suchen. Das ist christlich, schwäbisch und auf Dauer erstaunlich anstrengend. Der Satz vom Splitter im Auge des Bruders und vom Balken im eigenen Auge hat mich jedenfalls tief geprägt. Ich habe deshalb viele Jahre sehr gründlich im eigenen Auge gesucht. Mitunter so gründlich, dass ich dort einen kompletten Dachstuhl voller Gerümpel vermutete, ähnlich wie ich ihn hier im Pfarrhaus von Vals habe antreffen dürfen.

Inzwischen mache ich eine neue Erfahrung: Manchmal befindet sich der Splitter tatsächlich im Auge des anderen.

Die höhere Fakultät

Vielleicht ist es kein Zufall, dass mich ausgerechnet in der Therme immer wieder moraltheologische Fragen beschäftigen. Ich habe einmal eine Promotion begonnen. Aus der Promotion wurde nichts. Man könnte meinen, damit sei auch die akademische Moraltheologie erledigt gewesen. Irrtum. Sie verfolgt mich bis heute – gelegentlich sogar in Badehose.

Mein damaliger Doktorvater war Eberhard Schockenhoff, der katholische Moraltheologe aus Freiburg. Er beschäftigte sich mit der Frage, was gutes und verantwortliches menschliches Handeln ausmacht. Ich weiss, dass auch er die Therme in Vals kannte. Dass er dort über moralische Fragen nachgedacht hat, kann ich mir jedenfalls gut vorstellen.

Leider ist Eberhard verstorben. Zu seinen Lebzeiten hätte ich ihn theoretisch anrufen und um Rat bitten können, bei kniffligen Fragen. Praktisch wäre das in der Therme aber schwierig geworden: Dort soll das Handy draussen

bleiben. Und auch wenn wir gemeinsam dort gewesen wären, hätten die anderen Gäste vermutlich wenig Interesse an einem moraltheologischen Oberseminar im Dampfbad gehabt. Für solche Unterhaltungen sind unsere schönen Valser Bügellifte besser geeignet.

Heute, nach seinem Tod, ist die Sache paradoxerweise einfacher. Ich kann ihn jederzeit in Gedanken fragen.

Natürlich möchte ich meinen ehemaligen Doktorvater damit nicht kurzerhand zur armen Seele erklären. Aber als katholischer Priester ist mir der Gedanke vertraut, dass die Verbindung mit den Verstorbenen nicht einfach abreisst. Wir beten für sie und erinnern uns an das, was sie uns mitgegeben haben. Manche Gespräche führen wir innerlich weiter. Und so kommt es vor, dass ich mitten in der Therme in Gedanken nach oben frage:

Herr Professor, was wäre jetzt das Richtige?

Keine Antwort.

Aber immerhin kein Besetztzeichen.

Vielleicht liegt darin überhaupt das Komische an der Moral. In der Theorie stellt man grosse Fragen: Gewissen, Freiheit, Menschenwürde, Verantwortung. In der Praxis sitzt man in einer Badehose auf einer Steinbank und muss entscheiden, ob man einem vollkommen unbekannten Menschen sagen soll, dass er sich gerade in der falschen Dampfkammer befindet.

Aus meiner theologischen Ausbildung nehme ich den Gedanken mit, dass moralische Einsicht nicht erst dort beginnt, wo jemand eine Kreuzkette trägt. Menschen können einander mit Vernunft und Gewissen begegnen, auch wenn sie keinen Glauben teilen. Das bedeutet nicht, dass wir immer entsprechend handeln. Zwischen dem Wissen um das Gute und dem tatsächlichen Tun liegt bekanntlich ein beachtliches Stück Alltag.

Die Therme ist dafür ein anschauliches Übungsfeld. Niemand legt beim Eintritt ein Glaubensbekenntnis vor. Trotzdem lässt sich erleben, dass Menschen Rücksicht nehmen, eine Bitte verstehen oder einen Fehler einsehen. Manchmal sogar auch ich.



Eine Erscheinung im Dampf

Einer dieser Fälle beginnt für mich im Dampfstein. Das ist der Bereich, in dem man mit Badebekleidung sitzt; daneben gibt es den textilfreien Schwitzstein. Für mich als Pfarrer ist diese Unterscheidung durchaus praktisch. Die Menschen, die mich am Sonntag am Altar sehen, müssen mich nicht zwingend am Montag in allen Einzelheiten wiedererkennen. Badehose genügt. Man soll pastorale Nähe nicht übertreiben.

Ich schiebe den Vorhang zur letzten von drei Kammern zur Seite und setze mich. Man ist gemeinsam im Dampfbad und hat doch ein Stück Privatsphäre. Wenn die Menschen sich gut verteilen, lässt sich eine kleine Nische finden, in der man für einen Augenblick allein sein kann. Mit sich, mit Gott oder mit seinem Doktorvater für moralische Fragen.

Ich sitze da, schwitze und atme. Tief ein. Langsam wieder aus. Kein Telefon, keine Mail, keine Sitzung. Für ein paar Minuten muss ich nichts leisten.

Und dann bewegt sich der Vorhang.

Eine Frau kommt herein.

Nackt.

Und, das muss ich zugeben, eine schöne Frau.

Nun ist ein Priester an Erscheinungen grundsätzlich interessiert. Im Dampfbad rechne ich mit ihnen allerdings eher selten.

Für einen kurzen Moment sitze ich tatsächlich da und frage mich: Habe ich gerade eine Erscheinung – oder hat jemand einfach die falsche Tür genommen? Die zweite Erklärung erweist sich rasch als die wahrscheinlichere. Ich trage Badehose. Sie nicht. Das Schild draussen war eigentlich ziemlich eindeutig.

Herr Professor, denke ich in Richtung höhere Fakultät: Blick abwenden oder aufklären?

Keine Antwort. Nur Dampf.

Also versuche ich es selbst: «Excuse me, please. I'm sorry, but this is not the nude area.»

Schon während ich spreche, höre ich mich selbst. Ich erkläre ihr, dass der textilfreie Bereich durch den anderen Eingang zu erreichen ist. Sie ist sichtbar peinlich berührt. Und sofort möchte ich die Situation wieder kleiner machen, als sie sich für sie offenbar gerade anfühlt. Ein Versehen. Falsche Tür. Kein Weltuntergang.

Und dann sagt der Pfarrer in mir etwas, das der Moraltheologe in mir noch heute diskutiert: «It's really no problem for me. You look beautiful.»

Kaum ist der Satz draussen, tagt in meinem Kopf der Ethikrat. War das freundlich? Sexistisch? Ein Versuch, ihr die Verlegenheit zu nehmen? Oder habe ich sie damit erst recht darauf aufmerksam gemacht, dass ich Sie in ihrer Nacktheit wahrgenommen habe? Ich wollte die Situation entlasten. Ob sie das auch so empfunden hat, weiss ich nicht.

Die Frau verschwindet in Richtung des richtigen Bereichs. Ich bleibe sitzen. Diesmal nicht nur im Wasserdampf, sondern im moraltheologischen Nebel.

Ich atme wieder ein und aus. Vielleicht hätte ein schlichtes «No problem» genügt. Die Absicht, freundlich zu sein, entbindet mich nicht davon, über die Wirkung meiner Worte nachzudenken. Aber auch meine eigene Ungeschicklichkeit braucht nicht gleich zum Konzil einberufen zu werden.

Solche Situationen sind lehrreich. In Büchern lässt sich über gutes Handeln wunderbar nachdenken. In der Therme bekommt man für die Antwort manchmal ungefähr drei Sekunden Zeit.



Frösche und Blüten

Der Klangraum ist für mich einer der Räume, in denen man besonders deutlich spürt, wie sehr Zumthors Architektur mit Wahrnehmung arbeitet. Man tritt oder schwimmt aus dem offeneren Badebereich in einen engeren, dunkleren Steinraum. Wasser, Wand und Stimme reagieren aufeinander. Selbst ein kleiner Ton bekommt Gewicht.

Vielleicht heisst er deshalb Klangraum und nicht Gesprächsraum. Wenn mehrere Menschen dort gewöhnlich plaudern, wird aus der feinen Akustik für mich schnell ein Klangbrei. Ein leises gemeinsames Summen dagegen kann den Raum auf eine Weise füllen, die ich als schön und verbindend erlebe.

Auch ich habe einmal mit meinen Eltern und einer Tante dort ein paar Worte gewechselt. Wir waren allein. Doch schnell merkten wir, dass dieser Raum mit unseren Stimmen etwas anderes anfangen konnte als mit einem Familiengespräch. Was folgte, war für mich wunderbare Familienmusik.

Ich habe auch mit fremden Gästen erlebt, wie jemand leise zu summen begann, ein anderer einen Ton aufnahm und für wenige Augenblicke etwas Gemeinsames entstand. Man gibt dem Raum etwas von der eigenen Stimme und hört zugleich auf die anderen. Solche Momente gefallen mir besonders. Ich würde daraus allerdings nicht gleich eine neue Hausordnung verfassen. Nicht jeder empfindet denselben Klang als schön.

Noch anspruchsvoller wird es, wenn ein Paar den Klangraum nicht nur akustisch, sondern auch romantisch für sich entdeckt. Ich bin schon hineingekommen und fand zwei Menschen vor, die einander so eng zugewandt waren, dass mir spontan zwei Frösche auf einem Seerosenblatt einfielen.

Nun bin ich wirklich kein Gegner menschlicher Zuneigung. Als Pfarrer bin ich beruflich sogar dafür zuständig, dass Menschen einander lieben. Ich hatte nur bisher angenommen, zwischen «einander lieben» und «einen öffentlichen Klangraum zur privaten Grotte erklären» liege noch ein kleiner gesellschaftlicher Zwischenraum.

Und dann kam jener Tag mit den weissen Fäden.

Das Paar war weg. Im Wasser trieben kleine helle Dinge. Ich blieb stehen und schaute.

Nun kann der menschliche Geist Grossartiges leisten. Er kann Bach aufführen, Brücken bauen und über die Menschenwürde nachdenken. Er kann aber auch in weniger als einer Sekunde zwischen einem sehr innigen Paar und kleinen weissen Fäden im Wasser einen Zusammenhang herstellen, den man besser nicht näher ausführt.

Mein Geist entschied sich leider für Letzteres.

Ich betrachtete das Wasser mit zunehmendem theologischen Ernst. Herr Professor? Keine Antwort.

Für einen Moment befürchtete ich nicht nur den Untergang der Sitten, sondern bereits seine biologischen Rückstände.

Die Erlösung kam später durch meine Eltern. Bei einem gemeinsamen Thermenbesuch hatten sie mich nämlich auf das Blütenbad aufmerksam gemacht. Dort treiben Pflanzenteile im Wasser, die sich offenbar gern an Badegäste heften und gelegentlich in andere Becken weiterreisen, wenn man sich nicht gründlich abduscht. Dafür steht die Dusche direkt vor dem Becken eigentlich schon bereit. Die Idee dazu hätte auch ein weniger begnadeter Architekt haben können.

Der Meister ist eben das eine, die Rezipienten seines Werks sind das andere. Blütenreste also.

Ich war selten so froh über Botanik.

Vom Recht auf eine Drittelbank

Andere moralische Fragen stellen sich nicht im Wasser, sondern schon davor – zum Beispiel in der Umkleide.

Ich betrat einmal eine Kabine, in der bereits zwei Männer standen. Gross, kräftig, muskulös. Männer, denen man zutraute, schwere Dinge zu bewegen. In der Mitte befand sich eine Sitzbank. Auf dieser Bank lagen ihre Sachen. Nicht ein paar Sachen. Ihre Sachen hatten die Bank vollständig in Besitz genommen.

Nun bin ich kein Mathematiker. Aber ich hatte gelernt, dass ein Raum für drei Personen bei Anwesenheit von drei Personen gewisse Möglichkeiten der Drittelung bietet. Eine Bank kann geteilt werden. Stoff lässt sich verschieben. Eine Tasche ist kein Grundbuchauszug.

Die beiden Herren machten jedoch keinerlei Anstalten, ihre Habe auch nur zwanzig Zentimeter zu bewegen.

Ich stand also da und dachte über Eigentum nach.

Herr Professor, fragte ich innerlich, wie weit reicht das Naturrecht auf eine Umkleidebank?

Keine Antwort.

Dann zog einer der beiden ein Deospray hervor.

Er sprühte.

Innerhalb weniger Sekunden verwandelte sich die kleine Kabine in ein chemisches Versuchslabor. Luft, die eben noch zum Atmen gedacht gewesen war, erhielt plötzlich eine Markenidentität. Ich bekam kaum Luft und musste husten.

Das war der Moment, in dem meine innere Friedenspolitik an ihre Grenzen kam.

Ich schluckte meinen ersten Impuls hinunter. Das ist eine Technik, die ich inzwischen ganz gut beherrsche: erst schlucken, dann sprechen. Manchmal sollte zwischen Ärger und Sprache wenigstens ein kleiner liturgischer Abstand liegen.

«Excuse me. This smells. I have problems with this.»

Und siehe da: Der Mann verstand. Er hörte auf. Kein Streit. Keine Empörung. Keine Grundsatzdebatte über individuelle Duftfreiheit. Einfach ein kleines Zeichen des Verstehens.

Das sind die Momente, in denen ich mich über Menschen freue. Nicht weil ich recht bekommen habe, sondern weil eine direkte Rückmeldung funktioniert. Vielleicht unterschätzen wir das im Alltag. Wir ärgern uns lange, erzählen später Dritten davon, schreiben innerlich Anklageschriften – und sagen dem Betroffenen selbst nichts. Ich habe das früher oft gemacht. Heute übe ich, etwas früher zu sprechen: freundlich, aber deutlich.



Der chemische Mensch

Mit dem Deo verbindet sich für mich noch eine grössere Frage. Entspannung hat viel mit Atmung zu tun. Im warmen Wasser, im kalten Becken, im Dampfbad: einatmen, ausatmen, ruhig werden, wahrnehmen. Der Atem ist vielleicht das älteste Wellnessgerät der Menschheit und noch immer kostenlos.

Schwierig wird es, wenn man statt Luft Parfüm einatmet.

Ich weiss, Düfte sind Geschmackssache. Was der eine als elegante Note von Holz, Moschus und geheimnisvoller Ferne empfindet, ist für den anderen ein Angriff auf die Bronchien. Ich gehöre offenbar eher zur zweiten Gruppe. Manche modernen Parfüms besitzen eine Durchsetzungskraft, die ich politisch interessant finde. Der Mensch selbst hat den Raum längst verlassen, sein Duft führt die Besetzung jedoch fort.

Er duscht, desodoriert, parfümiert, aromatisiert und überzieht sich mit einer unsichtbaren chemischen Rüstung. Vielleicht ist das ungerecht. Vielleicht möchte er einfach gut riechen. Vielleicht bin ich empfindlich. Wahrscheinlich von allem etwas.

Aber die Therme ist für mich ein Ort, an dem ich gerade diese Rüstung gern ablege. Wasser, Stein, Wärme, Kälte, Atem. Mehr braucht es eigentlich nicht.

Dass wir selbst an einem solchen Ort noch eine Duftwolke zwischen uns und die Welt schieben, hat für mich etwas Komisches. Wir bezahlen viel Geld, um in eine auf das Wesentliche reduzierte Architektur zu gehen – und bringen vorsichtshalber den halben Drogeriemarkt mit.

Vielleicht ist das die eigentliche Definition von Luxus: Man bezahlt dafür, weniger zu haben, und kann es dann doch nicht lassen, etwas mitzubringen.

Das Handy und die letzte Verbindung zur Welt

Noch deutlicher wird diese Schwierigkeit beim Mobiltelefon.

Bei einem Handy in der Therme geht es für mich um Privatsphäre, aber auch um die Idee des Ortes. Man soll schauen, hören und fühlen. Nicht jede Wahrnehmung muss sofort fotografiert, verschickt und gespeichert werden.

Für mich ist das eine Wohltat.

Für andere scheint es eine Form von Trennungsschmerz zu sein.

Manchmal sitzt ein Mensch noch in der Umkleidekabine und hält sein Telefon so innig in der Hand, dass ich beinahe das Gefühl habe, Zeuge eines Abschieds zu werden.

Aber es erstaunt mich, wie schwer es uns geworden ist, nicht erreichbar zu sein.

Gerade in einer Umkleidekabine hat die Sache aber noch eine zweite Dimension: Ein Smartphone ist nicht nur Telefon, Zeitung, Uhr und Büro. Es ist auch eine Kamera.

Als ich früher zum meiner Erstkommunion meine erste Videokamera bekam – ein stattliches Gerät aus dem Quellekatalog, das man noch als technische Ausrüstung wahrnahm –, wäre niemand auf die Idee gekommen, damit selbstverständlich in eine Schwimmbadumkleidekabine zu spazieren. Heute trägt jeder eine erheblich bessere Kamera in der Hosentasche, und gerade deshalb vergessen wir manchmal, dass es eine Kamera ist.

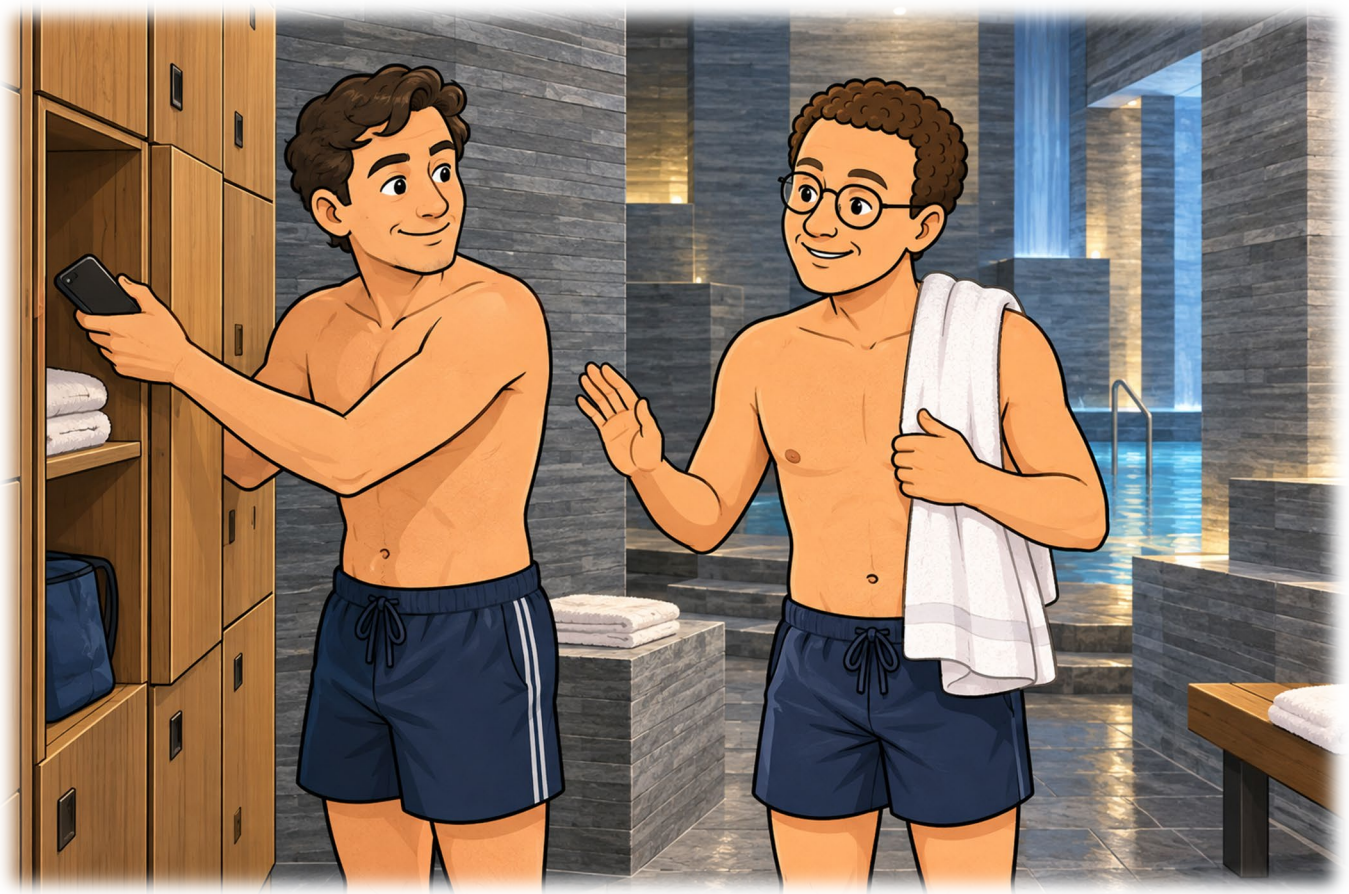
Ich habe einmal einen jungen Mann darauf angesprochen. Auf Englisch, weil ich hoffte, dass wir uns damit verständigen könnten.

«Excuse me, please put away the camera.»

Für ihn war es vermutlich nur sein Handy. Für mich war es in diesem Moment eben auch eine Kamera in einem Raum, in dem sich Menschen umziehen.

Und wieder geschah etwas Erfreuliches: Er akzeptierte es.

Vielleicht sind die Menschen weniger rücksichtslos, als ich in meinem Ärger manchmal denke. Vielleicht sind sie schlicht abgelenkt. Vielleicht fehlt nicht Moral, sondern Wahrnehmung.



Die unruhige Uhr

Das Handy lässt sich wenigstens einschliessen. Schwieriger scheint das bei einer Smartwatch zu sein. Ich sehe Menschen, die auch im warmen Wasser am Handgelenk mit der Welt verbunden bleiben. Vielleicht wollen sie nur wissen, wie spät es ist. Vielleicht messen sie ihren Puls. Ich kenne ihre Gründe nicht. Bei mir selbst merke ich allerdings, wie schnell aus dem Blick auf ein Gerät der nächste Auftrag wird.

Vielleicht bin ich altmodisch. Aber ich finde den Gedanken schön, für zwei Stunden einfach zu verschwinden. Nicht produktiv zu sein. Nicht erreichbar. Nicht messbar. Nicht optimierbar.

Einfach da.

Das führt mich zu einer Frage, die über das Baden hinausgeht: Wie viel Bereitschaft bringen wir noch mit, einen Augenblick einfach geschehen zu lassen? Ich erinnere mich an die Hoffnung auf Entspannung, die meine Kindheit und Jugend politisch mitgeprägt hat. Namen wie Johannes Paul II., Helmut Kohl und Michail Gorbatschow gehören für mich zu dieser Erinnerung. Ich weiss, dass sich eine frühere Welt nicht zurückholen lässt.

Aber der Wunsch, nicht jede Spannung weiter zu verschärfen, ist mir geblieben.

Im Wasser übe ich das an meiner eigenen Ungeduld. Es gelingt nicht immer. Als geopolitische Theorie ist das noch nicht besonders ausgereift. Mein Doktorvater hat sich in seinem Buch «Kein Ende der Gewalt?» ausführlich mit Fragen der Friedensethik beschäftigt und hätte zu meinen Überlegungen wohl die eine oder andere Rückfrage gehabt.

Ich kann ihn leider nicht anrufen: Handyverbot.

Moraltheologie im Durchgang

Auf meinem Weg durch die Therme komme ich gern bei der Quelle vorbei. Auch sie ist kein beiläufiger Trinkbrunnen, sondern architektonisch gefasst: Stein, Wasser, kleine Trinkbecher. Auf einer Tafel kann man sich darüber informieren, was das Wasser aus dem Berg mitbringt. Man kann trinken, lesen und einen Augenblick verweilen.

Und genau dort stand einmal ein Mensch vor mir und las.

So konzentriert, dass aus dem Menschen und der Tafel offenbar ein geschlossenes System geworden war. Leider befand sich dieses System mitten im engen Durchgang.

Ich blieb dahinterstehen. Einen Augenblick dachte ich wieder: Wie kann man nicht merken, dass hier noch andere Menschen durchwollen? Ich selbst merke so etwas meistens. Wenn ich in einem öffentlichen Durchgang etwas lese, bleibt ein Teil meiner Aufmerksamkeit bei den Menschen um mich herum.

Früher hätte ich mich darüber geärgert. Heute versuche ich mir zu sagen: Der andere liest eben anders. Vielleicht kann er gerade deshalb so konzentriert lesen, weil er für einige Minuten den Rest der Welt vollständig abschaltet. Vielleicht behält er dadurch mehr als ich, der nebenbei noch den Durchgang überwacht.

Und diesmal brauchte ich nicht einmal meinen Doktorvater im Himmel zu bemühen. Diese Form von Moraltheologie stammt nicht aus Freiburg oder Tübingen. Die stammt von meiner Mama: Wenn andere Menschen da sind, im öffentlichen Raum, ausserhalb der Bibliothek, dann denk sie mit.

Ich machte mich bemerkbar. Der Leser rückte zur Seite. Kein Streit. Wieder nur diese kleine Erfahrung, die mich in der Therme zunehmend beschäftigt: Vieles, was ich zunächst für Rücksichtslosigkeit halte, ist vielleicht einfach eine andere Verteilung von Aufmerksamkeit.

Den Ort und die anderen wahrnehmen

Für eine bestimmte Art, einen Ort zu benutzen, ohne ihn wirklich wahrzunehmen, fällt mir gelegentlich das Wort «Kreuzfahrtschiffmentalität» ein. Das ist natürlich ungerecht gegenüber Menschen, die Kreuzfahrten machen. Gemeint ist jene Haltung, die überall ihre eigene Welt aufschlägt, als wäre die Umgebung nur Kulisse. Auch die kann ich allerdings gelegentlich selbst mitbringen.

Die Therme lädt dazu ein, sich auf sie einzulassen. Die engen Wege, die Wechsel von Dunkel und Licht, von offen und geborgen machen das Gehen selbst zum Teil des Badens. Vielleicht ärgert mich deshalb Unachtsamkeit dort besonders. Manchmal liegen Handtücher und Taschen wie nach einem kleinen Textilunfall herum. Menschen stehen im Durchgang und unterhalten sich, als hätten sie ihn für die Dauer ihres Gesprächs gepachtet.

Ich komme aus dem kalten Wasser und möchte ins warme Becken. Der Weg ist eng. Vor mir steht ein verliebtes Paar. Die beiden schauen sich an. Sie sehen sich. Sie sehen sehr viel voneinander.

Nur mich sehen sie nicht.

Vielleicht ist ihnen aber auch einfach das Wasser etwas zu warm. Mir jedenfalls nicht.

Ich stehe dahinter, friere und denke zunächst an Rücksichtnahme, dann an Nächstenliebe und schliesslich nur noch an warmes Wasser.

Und wer weiss, wie oft ich selbst irgendwo im Weg stehe, ohne es zu merken.

Denn natürlich kann ich über achtlos hingelegte Handtücher schimpfen. Ich kann mich über die Menschen wundern, die in einem Klangraum reden, in einer Umkleide sprachen oder im Durchgang stehen. Aber die unangenehmste Frage lautet immer noch: Wo mache ich dasselbe – nur in anderer Form?

Die Katze und die unverdiente Gnade

Nicht jede Erscheinung in der Therme stellt eine moralische Prüfung dar. Manche sind einfach schön.

Eine meiner liebsten Erinnerungen hat mit einer Katze zu tun.

Ich sass vor dem Aussenbecken an der Sonne, als sie auftauchte. Keine theologische Symbolkatze, kein von Zumthor geplanter Bestandteil eines Gesamtkunstwerks – soweit ich weiss jedenfalls nicht. Einfach eine Katze. Sie lief herum und suchte Nähe.

Sie kam zu mir.

Wer schon einmal nass aus einem warmen Becken gestiegen ist und eine Katze am Bein hatte, weiss: Das Tier trocknet einen nicht vollständig, aber es bemüht sich mit grosser persönlicher Hingabe.

Ich fand das grossartig.

Allerdings meldete sich nun doch mein innerer Moraltheologe. Die Katze suchte meine Nähe. Aber sie gehörte mir ja nicht. Ich hatte einmal gehört, man solle den Besitzer eines Hundes fragen, bevor man diesen streichle. Galt das auch für Katzen? Und wenn ja: Hätte sie nicht zunächst ihren Besitzer fragen müssen, bevor sie sich an meinen Beinen rieb?

Ich schaute mich um. Niemand schien für diese Begegnung zuständig zu sein. Die Katze jedenfalls machte nicht den Eindruck, als wolle sie vor dem nächsten Schritt noch eine Genehmigung einholen.

Herr Professor, dachte ich, wie frei darf eine Begegnung sein, wenn einer der Beteiligten jemand anderem gehört?

Keine Antwort. Die Katze blieb.

Vielleicht lag darin schon ein kleiner Hinweis. Dass sie jemandem gehörte, bedeutete offenbar nicht, dass jede ihrer Begegnungen diesem Menschen gehören musste. Sie hatte meine Nähe gesucht. Ich konnte mich darüber freuen, ohne daraus einen Anspruch auf sie abzuleiten.

Ich war für einen Augenblick ihr Gegenüber, nicht ihr neuer Besitzer. Wenn sie weitergehen wollte, durfte sie weitergehen. Auch ohne Begründung. Katzen beherrschen diese Form der Freiheit ohnehin besser als manche Menschen.

Die Katze war da. Ich war da. Wir verstanden uns.

Vielleicht war das einer jener seltenen Augenblicke, in denen ich aufhören konnte, alles zu prüfen. Einfach Freude. Nähe zu einem Geschöpf Gottes. Theologisch könnte man dafür ein grosses Wort verwenden: Gnade. Die Gnade eines schönen, geschenkten Augenblicks. Die Katze hätte vermutlich lieber «Miau» gesagt.

Vielleicht hat dieser Augenblick auch deshalb gutgetan, weil ich nichts beweisen musste. Nicht einmal, dass ich ein besonders vernünftiger Mensch bin. Es war einfach schön, dass sie kam.



Kritik ohne Krieg

Wenn ich all diese Episoden zusammendenke, merke ich, dass mich an der Therme etwas beschäftigt, das weit über die Therme hinausgeht.

Wie gehen wir mit Störungen um?

Der Mensch lebt heute schnell im Kampfmodus. Jemand steht im Weg: Ärger. Jemand riecht stark: Ärger. Jemand schaut aufs Handy: Ärger. Jemand redet zu laut: Ärger. Jemand verhält sich anders, als ich es für richtig halte: Urteil.

Und sofort wird aus einer Kleinigkeit eine Front.

Ich kenne das von mir selbst. Der Ärger über einen anderen Menschen kann mich stärker belasten als sein ursprüngliches Verhalten. Der andere sprüht zehn Sekunden Deo. Ich ärgere mich zwanzig Minuten. Meine innere Buchhaltung fällt also nicht unbedingt zu meinen Gunsten aus.

Gleichzeitig möchte ich daraus nicht die falsche Tugend ableiten, alles schweigend zu ertragen. Auch das habe ich lange genug gemacht. Ich dachte oft: Vielleicht bin ich das Problem. Vielleicht muss ich toleranter sein. Vielleicht darf ich nichts sagen.

Inzwischen lerne ich etwas anderes: Freundlichkeit und Klarheit schliessen sich nicht aus.

Ich kann sagen: Bitte legen Sie das Handy weg. Ich kann sagen: Der Nacktbereich ist dort drüben. Ich kann sagen: Das Deo macht mir Probleme. Ich kann jemanden bitten, den Durchgang freizumachen.

Das Überraschende ist: Fast immer reagieren die Menschen vernünftig.

Wir stellen uns Konflikte oft grösser vor, als sie sein müssen. Wir führen sie im Kopf bis zur letzten Eskalationsstufe, bevor wir überhaupt einen Satz gesagt haben. Dabei genügt manchmal ein «Excuse me».

Dabei merke ich, wie leicht sich das alte Ich wieder meldet. Kaum habe ich begriffen, dass ich mich nicht über andere erheben sollte, bin ich schon stolz darauf, es begriffen zu haben. Man kann sogar aus Selbstkritik ein kleines Statussymbol machen.

Für mich gehört das zum christlichen Weg: Ich muss nicht erst vollkommen werden, um geliebt zu sein. Dass ich mich trotz meiner Fehler angenommen weiss, kann mir den Mut geben, sie anzusehen. Sonst muss ich sie dauernd verteidigen oder bei den anderen suchen. Vielleicht lernen wir das mit den Jahren. Vielleicht braucht es auch jemanden, der uns immer wieder fest in den Arm nimmt und uns daran erinnert, dass unser Wert nicht von unserer Fehlerlosigkeit abhängt.

Ich vertraue darauf, dass die Liebe Christi mich aus solchen Teufelskreisen herausführen kann. Das geschieht allerdings nicht ohne mein Zutun. Auch ein Pfarrer muss gelegentlich den eigenen Satz zurücknehmen, seine Absicht prüfen und einsehen, dass der andere nicht nur als Fall für seine Moraltheologie existiert.

Das löst keine internationalen Konflikte. Zwischen einer Umkleidebank und einem Krieg liegen Unterschiede, die sich nicht weglächeln lassen. Aber im alltäglichen Umgang kann ich etwas üben, das auch für grössere Auseinandersetzungen Bedeutung hat: dem anderen nicht sofort die schlimmste Absicht zu unterstellen, eine Grenze klar zu benennen und ihm zuzutrauen, dass er reagieren kann.

Weltfrieden im warmen Wasser

Ich gehe weiterhin gern in die Therme. Sie ist für mich ein Labor geworden. Ein Labor für Wahrnehmung, Ärger, Rücksicht und die seltsame Kunst, gleichzeitig sich selbst und die anderen nicht zu wichtig zu nehmen.

Ich gehe hinein, um zu entspannen, und treffe auf Menschen. Das ist das Risiko.

Ich treffe auf Menschen, die reden, sprachen, lieben, ihre Sachen verteilen und gelegentlich die falsche Tür nehmen. Und sehr wahrscheinlich treffen diese Menschen auf einen Dorfpfarrer, der manches zu genau beobachtet, vieles

moraltheologisch verarbeitet und innerlich bereits einen Essay darüber schreibt.

Auch das ist ein Risiko.

Vielleicht besteht Reife nicht darin, sich nie mehr zu ärgern. Das wäre bei mir jedenfalls ein unrealistisches Ziel. Vielleicht besteht sie darin, den Ärger nicht sofort zum Weltbild zu machen.

Eine falsche Tür, ein Deospray oder ein Paar im Durchgang sind noch kein Untergang der Kultur. Sie können aber eine Frage sichtbar machen, die über die Therme hinausgeht: Sehen wir die anderen noch? Und können wir sie ansprechen, ohne sie gleich kleinzumachen?

Vielleicht beginnt Entspannung dort, wo ich weder alles schlucken noch alles bekämpfen muss. Wo ich eine Grenze benennen kann und zugleich bereit bin, mich selbst korrigieren zu lassen.

Wenn ich das nächste Mal im Dampf sitze und wieder eine Erscheinung vor mir auftaucht, werde ich vermutlich erneut nach oben fragen: Herr Professor, was wäre jetzt das Richtige? Ich rechne nicht mit einer hörbaren Antwort. Aber vielleicht genügt es, erst einmal ruhig einzuatmen. Dann auszuatmen. Kurz zu überlegen. Und freundlich zu sprechen:

«Entschuldigen Sie bitte...»